

Europäische Vorgeschichte in völkischer Betrachtung – Anatomie eines Zerrbildes

Wenn man eine Reihe populärer Veröffentlichungen zu Archäologie und Vorgeschichte aus den Zwanziger und Dreißiger Jahren durchschaut, werden bestimmte übereinstimmende Grundzüge sichtbar.

Um diese in gebündelter Form auf den Begriff zu bringen, könnte man von einem völkischen Komplex sprechen: Die deutsche Gegenwart jener Tage wird als letzter Ausläufer eines historischen Prozesses betrachtet, der sich letztlich über Jahrtausende in die Vergangenheit zurückverfolgen läßt.

Schon die Buchtitel künden von dieser Gewißheit in plakativster Form: Während Kurt Pastenaci 1939 vom „viertausendjährigen Reich der Deutschen“ spricht, hatte Jörg Lechler 1935 „5000 Jahre Deutschland“ als „eine Führung ... durch die deutsche Vorzeit und germanische Kultur“ geboten. Noch verschärfter sind die Datierungsvorschläge des Welteislehre-Propagandisten Hanns Fischer, der vom „jahrzehntausende alten Schicksal der Germanen“ fabelte (Fischer 1936, S.24).

Aber letztlich ist die Tendenz, Bronzezeit und Megalithzeit zu germanisieren und einzudeutschen nicht eine Versuchung gewesen, der man nur in der Nazizeit erlag. S. Fischer-Fabian titulierte die Germanen in einem Bestseller von 1975 als „Die ersten Deutschen“, selbst der völkische Positionen kritisierende Rudolf Pörtner spricht 1964 von „Stätten deutscher Urgeschichte“. Daß der rechtsextreme Autor Helmut Schröcke Neolithikum, Bronzezeit samt den Indogermanen als „Die Vorgeschichte des deutschen Volkes“ 2009 im Grabert-Verlag vorstellt, ist weniger erstaunlich als vielmehr konsequent. Was deutlich wird, ist das Bedürfnis, ein vorgebliches Gemeinschaftsempfinden der Gegenwart zurückzuverfolgen in eine Tiefendimension, die nicht mehr sinnlich wahrnehmbar ist, die sich dem leichthin schauenden Blick, der kurz ausgreifenden Berührung verschließt.

Vergegenwärtigt man sich aber selbst die persönliche einzelmenschliche Wahrnehmung von Zeit, von zwanzig, dreißig oder gar vierzig Jahren, die man individualbiographisch zu überschauen vermag, so wird das Ungeheure einer solchen Zeitangabe von 4000 oder 5000 Jahren erst bewußt.

Im Verhältnis zum einzelmenschlichen Erkenntnisvermögen verschwinden die Details einer solchen Zeitdimension im Unbewußten, im Unerkennbaren, im intellektuell Unfaßbaren, weil sie sich schlichtweg der individuellen Wahrnehmung entzieht. Konfrontiert man die Grundidee dieser völkischen Datierungs- und Identifizierungskünste mit dem Gesamtbestand der modernen europäischen Nationalismen, wird ihre Absurdität schlagartig greifbar. In den erwähnten Texten geht es ja um die prähistorische Selbstvergewisserung ausschließlich der Deutschen. Schaut man sich aber auf einer historischen Europakarte etwa die Verbreitung des Megalithikums oder gar der germanischen Stämme in ihren Wanderungsbewegungen an, wird sofort klar: Fast jede große europäische Nation, ob Franzosen, Briten, Dänen, Schweden, Niederländer oder Polen könnten die genannten prähistorischen Epochen als Wurzelgründe der eigenen Nationalgeschichte postulieren. Und zum Teil taten sie es ja auch.

Ein Grundproblem der Verknüpfung zwischen modernen kulturellen Identitäten und den Resultaten der Archäologie: Die moderne Vorstellung von einer Bevölkerung, die sich vor allem mittels der Medien (früher Schule und Kirche) über ein gemeinsames Erleben vergewissert, ob Volk, Stamm oder Familienclan, ist gegenwartsgebunden. Die Archäologie muß Mutmaßungen über solch ein Erleben erst rekonstruieren. Wie nähert sie sich einer solchen Rekonstruktion an? Sie katalogisiert übereinstimmende Fundstücke und identifiziert darin stilistische Typologien. Erstreckt sich die Typologie auf ein

bestimmtes Territorium, so liegt der Gedanke nahe, daß hier eine Menschengruppe mit gemeinsamem Bewußtsein gelebt hat. Diese Überlegung, die Gustav Kossinna zu seinen siedlungsarchäologischen Aussagen brachte, werfen aber zusätzliche Fragen auf und ermöglichen nicht nur einfach den Beweis für Kontinuität zwischen menschlicher Psyche der Gegenwart und jener des prähistorischen Menschen auf einem bestimmten Territorium.

Kossinna sah die flächendeckende Präsenz einer bronzezeitlichen archäologischen Typologie im Ausgangsgebiet der völkerwanderungszeitlichen Germanenstämme als Beleg für eine „germanische Bronzezeit“.

Skeptisch bemerkte schon 1924 dazu der Archäologe Hubert Schmidt: „Die größten Schwierigkeiten aber bietet die vorgeschichtliche Völkerkunde (Ethnographie), d.h. die Frage, welchen Völkern oder Stämmen die einzelnen Kulturgruppen zuzuweisen sind“ (Schmidt 1924, S.8).

Aber selbst, wenn man eine einheitliche germanische Kultur für die bronzezeitliche Epoche postuliert, wird man mit größten Unterschieden auf relativ kleinem Territorium konfrontiert: „In Nord-Deutschland, dem südlichen und im wesentlichen jüngeren Herrschaftsgebiet der nordischen Bronzekultur, zeichnen sich nach den beispielhaften Forschungsergebnissen von E.Sprockhoff mehrere geschlossene Formenkreise mit aller Deutlichkeit ab. ... Je weiter die ursprünglich ziemlich einheitliche ältere nordische Bronzekultur neue Räume in Besitz nimmt, um so mehr zersplittert sich ihr Typenbestand und sie nimmt in steigendem Maße Kulturgedanken aus benachbarten Gebieten auf.“ (Behn 1967, S.22).

Obwohl Behn von den Trägern der nordischen Bronzekultur „ohne Bedenken als Germanen, sicher als Urgermanen“ (S. 26) spricht, bemerkt er an anderer Stelle vorsichtiger: „Den archäologisch gewonnenen Formenkreisen, mag man sie auch als Mode bezeichnen, müssen naturgemäß ebenso viele menschliche Gemeinschaften entsprochen haben als ihre Träger; wir haben hier also den unleugbaren Niederschlag einer bereits ziemlich vorgeschrittenen Stammesbildung. Die einzelnen Verbreitungsräume sind sogar ziemlich ansehnlich, die Unterschiede des Typenbestandes keineswegs gering. Es wäre verlockend, doch methodisch völlig unhaltbar, hier bereits Namen historischer Stämme einsetzen zu wollen.“ (Behn 1967, S. 23f.)

Die Problematik der völkischen Ideologie liegt aber nicht allein in dem Versuch, ihren Gegenstand in eine unendliche chronologische Tiefe zurückzuverfolgen. Sie steckt auf verwickelteste Weise in dem Gegenstand ihres Interesses selbst. Wir haben den Begriff der „Ethnischen Identität“ schon benutzt, als wenn klar wäre, worum es dabei geht. So geht das völkische Denken ja nicht nur von den festen Konturen einer Gruppe von Menschen im Umfang von 80 Millionen aus, sie unterstellt diesen gemeinsame Eigenschaften, Bedürfnisse und Wahrnehmungen für eine weitgehend übereinstimmende Lebenswelt in ihrem Lebensgebiet, welches als fest umschlossen definiert wird. Sie erhebt darüber hinaus auch den Anspruch darauf, daß diese 24 Millionen im Jahre 1820 oder 80 Millionen im Jahre 2013 ein gemeinsames Bewußtsein gemeinsamer Ziele, Werte und Moralvorstellungen entwickeln könnten bzw., daß sie an sich schon unbewußt darüber verfügen. Dass eine derart riesige Gruppe einzelner Wesen ein kollektives einheitliches Bewußtsein erlangen könnte, als dessen symbolische Inszenierung der Gleichschritt vorstellbar wäre, erscheint nur denkbar im Rahmen größtmöglicher Zwanghaftigkeit.

Oder wurde das eigenständige persönliche Denken als so zwanghaft empfunden, daß seine Aufhebung im Rausch des kollektiven Erlebens als erlösende Enthemmung wahrgenommen wurde ?

Weniger polemisch und etwas mehr historisch-analytisch betrachtet, stellt sich die Sache so dar: Die Idee der Gleichartigkeit wurzelt natürlich auch in der Gleichheitsidee der

Aufklärung. Das war aber in der Wurzel eine Vorstellung von gleichen Rechten und gleichen Chancen und sie wurde in dieser Wurzel als Antithese zur Feudalgesellschaft universalhistorisch sprich allgemeinemenschlich aufgefaßt. Der Nationalismus als populäre Massenidee und der völkische Gedanke als radikalster Vollzug dieser Idee verengen das Gleichheitsprinzip auf eine einzelne Gruppe.

Noch etwas Weiteres aber fällt auf: Die Vorstellung, daß ein Bauer im Jahre 1890 genauso empfindet, wie ein Bauer des dritten Jahrtausends vor der Zeitenwende, daß jener die Landschaft genauso wahrnimmt wie der Gegenwartsmensch, daß sein Kunstbegriff und seine Vorstellung vom Heiligen die Gleiche ist – daß das Territorium im Wesentlichen das Gleiche blieb, ja daß die körperliche Beschaffenheit eines niedersächsischen Handwerkers im Jahre 1910 nur ein Replikat der Biologie eines bronzezeitlichen Schmieds darstellt – es geht bei alldem immer nur um ein Thema: Unzerstörbarkeit, Unveränderlichkeit, letztlich Unsterblichkeit. Damit wird aber lediglich versucht, etwas im Reich des Lebendigen, des werdenden und vergänglichem zu verankern, was dort nicht gefunden werden kann: Es offenbart die Suche nach Transzendenz, nach der Unveränderlichkeit des göttlichen Ursprungs. Ist also das völkische Denken das letztendliche Resultat eines Verlustes an Spiritualität, der sich im Siegeszug von Technik und Wissenschaft vollzieht? Ist es der Preis der geistigen Defizite, die eine Epoche permanenter materieller Vervollständigung zu verantworten hat?

Der nüchterne historische und mentalitätsgeschichtliche Befund offenbart aber alles andere als Homogenität in jenem Gebiet, das im landläufigen Sinne als deutscher Kulturraum betrachtet wurde. Und das gilt gerade und in besonderer Weise unter der Prämisse aller sogenannten „großdeutschen“ Optionen.

Es beginnt mit der Sprache. Die territoriale Verbreitung von Mundarten zeigt eine derartige Vielfalt, daß damit die Zwanghaftigkeit des Hochdeutschen als Sprache der Politik, des Angestelltenmilieus und der Verwaltung erst so **recht** bewußt wird. Allerdings blieb es dem Bildungsbürgertum vorbehalten, dem ganzen eine höhere Weihe zu verleihen.

Die Kartographierung zur geographischen Verbreitung mundartlicher Unterschiede deutschsprachiger Worte, wie man sie im „dtv-Atlas deutsche Sprache“ findet, bilden ein gutes Anschauungsmaterial.

Einen besonders wichtigen dokumentarischen Wert haben hier die kartographierten Bezeichnungen archaischer Pflanzenarten (Wacholder und Holunder), elementarer Begriffe aus dem Umfeld der Landwirtschaft (Pflügen als Betätigung und Frühling als wichtige Zäsur im bäuerlichen Jahr). Hier geht es ja um Sprachdenkmäler, die nicht modischen Gepflogenheiten unterworfen sind. Sie zeigen, daß die Unterschiede größer werden, je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen: Homogenität hingegen ist ein Produkt moderner zentralistischer Regulative.

Auch die bäuerlichen Siedlungsformen zeigen die regionale Unterschiedlichkeit des „einfachen“ Lebens. Die Kartenbilder verdeutlichen vielmehr, daß die Vielfalt der Stämme und ihre jeweiligen kulturellen Selbstverständnisse offenbar von größerer Bedeutung sind, als die kollektiven Normen eines einheitlich verstandenen deutsch-völkischen Bewußtseins.

Die vielfältige Gliederung kultureller Normen im deutschen Kulturraum werden von der völkischen Ideologie gern der Gegensätzlichkeit dynastischer und konfessioneller Interessen zugeschrieben. Dabei sind sprachliche Besonderheiten und solche des Brauchtums und der Siedlungsweise viel konservativer, als politische Herrschaftssysteme oder Glaubenssysteme. Die regionalen Differenzen zeigen vielmehr das Illusionäre der völkischen Kollektivität in ihrem ganzen Ausmaß.

Man wird sich schließlich aber doch die Frage nicht versagen können, was wir unter dem Begriff Volk verstehen dürfen. Wir sind uns sicher, eine kulturell homogene Gruppe mit einem einheitlichen Wertesystem darunter verstehen zu dürfen – im Guten wie im Bösen. Aber die handgreiflichen sprachgeschichtlichen Anwendungsformen des Begriffes stellen

sich völlig anders dar. So schreibt z.B. General Hans David Ludwig von Yorck am 3. Januar 1813 an König Friedrich Wilhelm III.: „Ew. Königl. Majestät Monarchie (...) ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden.“ (zit. in Die Zeit Nr. 52 vom 19. Dezember 2012).

Das Duden-Herkunftswörterbuch (Etymologie) von 1989 bietet zum Stichwort „Volk“ folgende Assoziationen an: Leute, Kriegsschar, Kriegerschar, Heerhaufen, „Volksmenge“; hier geht es also um die schiere Masse der Bevölkerung, um Menschen im Plural, und dies durchaus im abschätzigen Sinne, als damit begrifflich ein Gegensatz zur Oberschicht angedeutet wird (- ahd. „folc“). „Volk“ als Kulturgemeinschaft tritt erst seit Humanismus und dann verstärkt mit der Romantik in die Aufmerksamkeit. Im alemannischen ist z.B. die Rede von „Männervolk“ und „Weibsvolk“, „G´völk“ steht für „dahergelaufene Leute“. Noch der Liberalismus des späten 19. Jahrhunderts trennte das als niedere soziale Schichten verstandene Volk von der gehobenen „Gesellschaft“ (s. Beitzl, S. 862).

Es dürfte hingegen klar sein, daß die Identitätsbildung der in den germanischen Stämmen lebenden Menschen einer völlig anderen Selbstwahrnehmung unterlag. Ihre Interessenlage richtete sich nach den Bedürfnissen ihres Familienverbandes, also ihrer Abstammung und den daraus resultierenden Gemeinschaftsbildungen auf lokaler Ebene. Die Frage war in der Folge: welche wirtschaftlichen Verpflichtungen oder Pflichten der Gefolgschaft ergaben sich primär gegenüber Verwandten? Gleichzeitig gab es innerhalb dieser Strukturen Unfreie, die über mindere Rechte verfügten: „Das Volk war in die Stände Freie, Halbfreie (Knechte) und Rechtlose (Kriegsgefangene, Sklaven) gegliedert“ <https://de.wikipedia.org/wiki/Germanen> (Seitenaufruf am 27.03.2013). Das Grundprinzip des völkischen Denkens, die Homogenität der Volksmasse hinsichtlich der Rechte und Pflichten der Einzelmenschen (Man denke an den nationalsozialistischen Begriff „Volksgenosse“) wäre den Germanen unverständlich gewesen.

Was im deutschen Idealismus noch als kollektive Utopie gedacht war, als zukünftige Möglichkeit eines gemeinsamen Bewußtseins, das mutiert im völkischen Radikalismus der Zwanziger und Dreißiger Jahre selbst staatsrechtlich zu einem biologischen Faktum und damit zu einer naturgeschichtlichen Automatik: „Aus diesen Gedankengängen heraus gab die Nürnberger Gesetzgebung den Begriff der arischen Abstammung auf und prägte neu den der Abstammung von deutschem oder artverwandtem Blut (kurz: deutschblütig). Im Gegensatz dazu steht die Abstammung von artfremdem Blut (kurz: fremdblütig).“ heißt es kurzerhand in einem zeitgenössischen Kommentar zu den Nürnberger Gesetzen (Dr. Friedrich A. Knost: Feststellung und Nachweis der Abstammung, Berlin 1939, S. 4).

Der absolute Vorrang des Biologischen in der völkischen Ideologie jener Zeit bedeutet im Grunde: Die Vorstellung von einer materiellen Formbildung, die in der Automatik der Vererbung von jeder Regung von Geist und Bewußtsein getrennt agiert.

Der große biologische Mythos aus Tacitus Germania Kptl. 2 sollte die übereinstimmende biologische Beschaffenheit der Deutschen und ihrer germanischen Vorfahren illustrieren. In der völkisch geprägten Literatur um 1928 entwickeln sich diese Gedankengänge in folgender Weise:

„Körperform und Geistesform, Rasse und Weltanschauung lautete die Grundfrage ... Wenn ein göttliches Gesetz in der Lebensentwicklung wirkend ist, muß von der Zeit an, wo ein höchstentwickelter Menschentypus als Dauerform, als Art, als Rasse auftritt, ihr eine dieser äußeren Form entsprechende, innere geistige Form eigen sein.

Die Vererbung dieser geistigen Form wäre dann denselben Gesetzen wie die Vererbung der körperlichen Form unterworfen.

Diejenige Rasse, welche die höchst-harmonische Schädelentwicklung aufweist, muß also gottes- und lebensgesetzlich die Trägerin der höchsten Geistesveranlagung und die Urheberin der höchsten Geisteskultur gewesen sein. Von allen uns bekannten, urchenischen Schädeln zeigen diejenigen der Megalithgräberkultur Nord- und

Nordwesteuropas ... einen Typus, welcher diese Höchstentwicklung aufweist und in seiner erblichen Kontinuität bis zur Gegenwart als derjenige der nordischen Rasse erkannt ist.“ (S. 27).

In allen Kulturen sogenannter „primitiver Völker“ oder „Naturvölker“ können wir die Ablagerungen einer uralten, fremden Höhenkultur ermitteln, deren ehemalige Träger im Volksrassenbilde längst verschwunden und in der Überlieferung verschollen sind, deren Spuren sich aber in den sinnbildlichen Zeichen, ihren Lautwerten, ihren noch so verdunkelten kultischen Bedeutungen mit Sicherheit nachweisen lassen. ... Für unsere Untersuchung sind jene Völker von größter Bedeutung. Waren sie selber auch keine Schaffende von Kulturwerten, waren sie geistig auch nicht befähigt, das einst Empfangene auf der gleichen Höhe zu erhalten, in der rein formalen Bewahrung jener erstarrten Geistesbruchstücke der fremden Herren- und Kulturbringerschicht leisteten sie als „Konservenbüchsen“-Völker unersetzliche Dienste. ... So enthüllt sich für unser Auge die menschliche Geistesgeschichte ... nach jenem Gesetz der Vererbung, ... Die Geschichte der menschlichen Kultur ist eine anthropologische Chemie und Geologie, eine rassengeschichtliche Scheidekunde und Schichtenlehre mit dem Endblick auf das ... unerforschliche Ewigkeitsgesetz ..., das nach dem Urglauben unserer Ahnen in Gott dem Weltgeist beruhe.“ (S.19f.).

„Wenn ich hier wiederholt von der geistigen Erbmasse sprach, so bezieht sich dies auf das Forschungsergebnis, daß es die Rasse ist, welche den Unterschied der menschlichen Weltanschauung bedingt. Und weiter - daß es die nordische Rasse war, ... welche die Urheberin der abendländischen Kultur gewesen ist und darüber hinaus in der Rassenmischung ... als geistiger Sauerteig eine weltgeschichtliche Sendung erfüllt hat. ... Wenn dem wirklich so ist, müßte aber eine Wiederbewußtwerdung der nordischen Rasse zu einer Erneuerung des Abendlandes führen, zu einer Erlösung von ... Mechanisierung und Materialisierung, von dem Mammonismus... Das Erwachen der nordischen Rasse in der Welt birgt in sich die einzige Möglichkeit der Erlösung der Menschheit vom Alberich-Fluch der Herrschaft des Geldes...Auf Grund des nun erlangbaren Wissens ... erscheint ... das Erwachen der nordischen Rasse, als eine Verheißung ...“ (S.22f).

„Wenn ein Gott suchender Naturwissenschaftler jene Worte der Schöpfungsgeschichte der Genesis als eine erhabene Hagiographie, eine uralte, geweihte Überlieferung betrachten soll, so müßte er die Frage aufwerfen : „Welche Vorstellungen hatte jenes Volk von Gott, welches da glaubte, nach seinem Bilde geschaffen zu sein?“ ... Wenn dem so wäre, so müßte aber - sowohl vom Standpunkte der Wissenschaft wie des Glaubens - von dem Augenblicke an, wo Gott jene Rasse „geschaffen“ hätte oder jene Rasse als Erscheinungsbild ...mit ganz bestimmten, feststehenden körperlichen Formen ... ihren Körperformen entsprechende, geistige Merkmale als erbliche Eigenschaft verfügen. Entwicklungsgesetzlich und damit gottesgesetzlich ist es völlig undenkbar, daß eine Rasse, welche die Merkmale einer harmonischen Höchstentwicklung zeigt, nicht auch eine entsprechende geistig-seelische Veranlagung besessen haben soll, von dem Augenblick an, wo jene Körperentwicklung, im besonderen diejenige des Schädels, zu einer bleibenden Form gelangt war. ...

Es hieße die Entstehung der menschlichen Rassen als göttlichen Schöpfungsakt zu einem sinnlosen Widerspruch stempeln, wollte man etwa annehmen, die körperliche Merkmale der Menschen hätten nichts mit dem geistig-seelischen Inhalt zu tun, und die höchsten Erkenntniswerte könnten beliebig in jedem Menschen verkörpert werden, sei er ein Dante oder ein zentralafrikanischer Pygmäe.“ (S. 11)

„Die Abwanderung der nordischen Rasse aus Skandinavien in der Eisenzeit, der Zug vom Norden ... Es ist die Zeit, wo der Norden dem siechenden Süd-Europa neues Blut zur geistigen und sittlichen Aufwertung zuführte.“ (S.178)

„Die Rassenmischung zwischen Tuatha- und „Finnen“-Völkern wurde die geschichtliche Ursache der ersten Zersetzung des reinen monotheistischen Lichtglaubens der Nord-

Atlantiker. An dieser Rassenmischung zerbrach die geistige Einheit des Volkes: So wurde es für die spätere zersetzende Einwirkung mitteleuropäischen, orientalisches-asiatischen und mediterranen Götterglaubens zugänglich, die von Kelten und Römern den Germanen zufloß.“ (S.183).

„Es ist das nordische Blut der Blutgruppe II, das in der Mischung mit den anderen Rassen erst die Möglichkeit eines höheren Geistesfluges ihrer sonst triebhaft, gefühlsmäßig verbleibenden Werte auslöst.“ (S.187).

Mancher Leser wird schon erraten haben, welchem Text diese Zitate entnommen wurden: Es handelt sich um Herman Wirths 1928 im Diederichs-Verlag erschienenen Buch „Aufgang der Menschheit“. Das war fünf Jahre vor Hitlers Machtergreifung – niemand war zu diesem Zeitpunkt genötigt, Derartiges zu schreiben, wenn es nicht seiner innersten Überzeugung entsprochen hätte.

Was sich in Wirths Rassismus andeutet, in seinen biblisch-heilsgeschichtlichen Anspielungen und in seinen grob dualistischen Wertungen, kennzeichnet in Wahrheit die geistige Dekadenz des Völkischen. Zurückgebunden wird der völkische Kollektivismus hier in einen irrationalen religiösen Wahn christlicher Prägung. Nichts kann weiter entfernt sein von der Nüchternheit naturnahen Empfindens.

Ein spezielles Problem: Die völkische Deutung der Vorgeschichte gründet sich auf Minderwertigkeitsgefühle in der Gegenwart. Dazu folgende Zitate:

„Die Zeiten, in denen angesehene Gelehrte die alten Deutschen für „eichelfressende Halbmenschen“ erklärten, sind ja vorüber, aber immer noch werden sie von den meisten für rohe, notdürftig mit ungegerbten Fellen bekleidete und in ärmlichen Hütten hausende Wilde gehalten, die alle und jede Gesittung der Berührung mit Rom und den bildenden Einflüssen der alten Kulturwelt um das Mittelmeer verdankten“ (Wilser, S. V).

Was an solchen Zitaten deutlich wird, ist die Abhängigkeit des völkischen Bildes von der Prähistorie von dualistischen Mythen, die auf einer Hochschätzung der griechisch-römischen Antike beruhen. Notdürftigkeit und Wildheit als Ausdruck einer einfachen Lebensweise wird konfrontiert mit einem Begriff von Gesittetheit o. Gesittung, der nicht als Produkt von Autonomie vorgestellt wird, sondern nur im Rahmen einer Anerkennung durch die hellenistische Wertewelt. Wilters Bemerkung wird augenscheinlich aus dem Ressentiment gegenüber den „Wilden“ gespeist, die Objekt wilhelminischer Kolonialpolitik waren.

Interessant sind in ähnlichem Kontext die Auslassungen Gustav Kossinnas, der als „Urgroßvater“ einer völkischen Archäologie in die deutsche Wissenschaftsgeschichte eingegangen ist. Er schrieb 1927: „Keine Gelegenheit wurde vorbeigelassen, ohne das deutsche Volk vor der Welt verächtlich zu machen als einen barbarischen, kulturfeindlichen, Europas unwürdigen Stamm.“ ... „unser Altertum wäre eine Zeit kulturloser Wildheit gewesen ... dessen unvergängliche Kunstleistungen baulicher Art ... noch heute wunderbaren Zauber leihen...hehre Zeugen bürgerlichen Kunst- und Opfersinnes... leise phantastische Art so recht ein Ausfluß unserer künstlerischen Begabung“ (Kossinna, S. 10ff.). Hier spricht neben der Mentalität der Kolonialhistorie bildungsbürgerliche Schöngestigkeit, die dann als Quintessenz germanisch-deutschen Wesens hervorscheinen soll.

Geht man nur anderthalb Jahrhunderte zurück im emotionalen Interesse gegenüber den Germanen, bemerkt man wieder völlig andere Bezugspunkte. Wilhelm Reynitzsch versuchte sich 1802 den alten „Teutschen“ in phantastischer Sprachakrobatik zu nähern, indem er als entscheidenden Ansatz einen theologisch-mythologischen wählte. Dieser Gott „Teut“, oder „Tüs“ „sey ein einiges – geistiges – unsichtbares Wesen, das Höchste, ewig und unveränderlich, das mit leiblichen Augen weder empfunden, noch an einem Ort eingeschlossen werden könne“ (Reynitzsch, S. 14). Die kulturgeschichtliche Schlußfolgerung von Reynitzsch: „Alle kältische Völker verehren den Tüs – und sind

Teutsche. Tüs ward von allen europäischen Völkern verehrt, den Skyhten oder Kälten, Trazen oder Wallen und allen, die von ihnen abstammen. ... Alle altteutsche südlich und nordische Völker sind gemeinschaftlichen Ursprungs, und unter den Namen Celtae – die Kälten, Kaltländer, haben die ältesten Schriftsteller alle diese Völkerschaften begriffen, auch die Teutschen am Rhein ... Sie nannten sich seine Kinder, Teutonen, Tüstonen, = Teuts Söhne: - sprachen alle Eine Sprache, die dem Tüt zu Ehren Tütska, - die teutsche hieß – und nannten sich davon auch Teutsager (Teutsages) – teutsche Völker; auch Tautsländer, - Teutsreicher (Taurisci). Die Spanier glaubten an den Teut, und die Walen dachten sich den Tis durch das Sinnbild einer Kette, damit die Weltseele und allen Zusammenhang anzuzeigen.“ (Reynitzsch, S. 17ff.). Man mag über die krude Etymologie dieses Textes lächeln – aber er verkörpert die Grundidee, die Bedeutung des Deutschen nicht aus einer überlegenen zivilisatorischen Fertigkeit abzuleiten, sondern aus der Verwurzelung in einer spirituellen Dimension. Ferner ist der Begriff des Deutschen noch nicht dermaßen territorial, kulturell und ethnisch verengt, wie um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Der Begriff hat etwas Universelles, etwas sehr Umfassendes. Letztlich aber versucht man die Bedeutung von Deutschen und Germanen mit der Präsenz einer monotheistischen Gottesidee zu begründen – darin reichen sich Reynitzsch und Wirth die Hand. Das ist jedoch nur möglich aufgrund des Minderwertigkeitskomplexes, den die Wahrnehmung des naturreligiösen Polytheismus germanischer Stammeskulte hervorgerufen haben muß. Also adaptierte man biblische Gründungsmythen, die in einem protestantisch geprägten Bildungsbürgertum die weitaus größere Wertschätzung genießen durften.

Im Grunde sollten wir uns dazu durchringen, die Dinge im Licht der Wirklichkeit zu betrachten: Leistungen der Vorgeschichte sind bedeutsam durch ihre Gestalthaftigkeit. Das gilt für die ingenieurtechnischen Leistungen des Megalithikums ebenso, wie für die künstlerische Ästhetik der Bronzezeit. In ihrer anschaulichen Großartigkeit liegt ihre Bedeutung, nicht in der sentimentalen Mutmaßung, daß uns eine historische oder biologische Genese mit den Menschen jener Epochen verbinde. Das Gleiche aber gilt auch für die Bedeutsamkeit gegenwärtigen Tuns. Wenn Deutsche in der Gegenwart ein besonderes Faible für den Freiheitssinn oder für den ökologischen Schutz der Natur an den Tag legen, so ist das eine bemerkenswerte Bewußtseinsleistung, eine Willensanstrengung der Gegenwart. Ein solches Tun, ein solcher Wille ist Ausdruck menschheitsgeschichtlicher Reife – es bedarf nicht der Rechtfertigung durch das menschliche Tun vor 3000 Jahren. Und es ist allein dann bedeutungsvoll für den Einzelnen, sofern es sich in der persönlichen Verantwortung seines Handelns verwirklicht.

Bibliographie

- Arndt, Johannes: Germanische Kunst, Leipzig 1935
Bazan, Heinrich Banniza v.: Das deutsche Blut im deutschen Raum, Berlin 1937
Beck, Eugen Friedrich: Sichtbare Zeugnisse alteuropäischer Geistesgeschichte, Schopfheim 1974
Behn, Friedrich: Kultur der Urzeit, Bd. I + II, Berlin 1950
Behn, Friedrich: Die Bronzezeit in Nordeuropa, Stuttgart / Berlin / Köln / Mainz 1967
Beitl, Richard: Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Stuttgart 1974
Capelle, Wilhelm: Die Germanen der Völkerwanderung, Stuttgart 1940
Davidson, H.R. Ellis: Scandinavian Mythology, London 1975
Fischer, Hanns: Das kosmische Schicksal der Germanen, Breslau 1936
Fischer-Fabian, S., Die ersten Deutschen, Berlin / Darmstadt / Wien 1975
Gimbutas, Marija: Die Zivilisation der Göttin, Frankfurt am Main 1996
Grimm, Jacob und Wilhelm: Vom Wesen der Volkheit, Jena 1936

Günther, Hans F.K.: Rassenkunde des Deutschen Volkes, München 1937
Güntert, Hermann: Der Ursprung der Germanen, Heidelberg 1934
Hahne, Hans: Deutsche Vorzeit, Bielefeld 1933
Herrmann, Fritz-Rudolf u. Jockenhövel, Albrecht: Die Vorgeschichte Hessens, Stuttgart 1990
Holzapfel, Otto: Lexikon der abendländischen Mythologie, Freiburg im Breisgau 1993
Kiekebusch, Albert: Deutsche Vor- und Frühgeschichte, Leipzig 1934
König, Werner: dtv-Atlas Deutsche Sprache, München 2007
Korn, Wolfgang: Megalithkulturen in Europa, Stuttgart 2005
Kossinna, Gustav: Altgermanische Kulturhöhe, Leipzig 1939
Lechler, Jörg: 5000 Jahre Deutschland, Leipzig 1937, Neudruck Struckum 1983
Oxenstierna, Eric Graf: Die Goldhörner von Gallehus, Selbstverlag Lidingö 1956
Pastenaci, Kurt: Das viertausendjährige Reich der Deutschen, Berlin 1939
Pastenaci, Kurt: Das Licht aus dem Norden, Berlin 1938
Paturi, Felix R.: Zeugen der Vorzeit, Düsseldorf / Wien 1976
Pörtner, Rudolf: Bevor die Römer kamen – Städte und Stätten deutscher Urgeschichte, München / Zürich 1975
Probst, Ernst: Deutschland in der Bronzezeit, München 1999
Reden, Sibylle von: Die Megalith-Kulturen, Köln 1978
Reynitzsch, Wilhelm: Von den Deutschen, ihrem Gottesdienst Druiden, Barden und Skalden, Gotha 1802, Neudruck München 1977
Schmidt, Hubert: Vorgeschichte Europas, Bd. I: Stein- und Bronzezeit, Leipzig / Berlin 1924
Schmidt, Ludwig: Die germanischen Reiche der Völkerwanderung, Leipzig 1918
Schröcke, Helmut: Die Vorgeschichte des deutschen Volkes, Tübingen 2009
Vulpus, Christian August: Handwörterbuch der Mythologie der deutschen, verwandten, benachbarten und nordischen Völker, Leipzig 1826, Neudruck Wiesbaden 1987
Völker, Staaten und Kulturen – Ein Kartenwerk zur Geschichte, Georg Westermann-Verlag, Braunschweig 1969
Wilser, Ludwig: Deutsche Vorzeit, Berlin-Steglitz 1917